

# Der Spiegel

f ü r

## Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. W.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomasas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!

Der König ist todt;  
Es lebe der König!

Chateaubriand.

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!

Des Kaiser Franzens Sohn;  
Auf ihn hofft nun das Vaterland,  
Auch knüpft uns ein theures Band  
An Ferdinandens Thron! —

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!

Des Vaters Ebenbild;  
Ihm schwören Treu' wir Hand in Hand:  
Auch er ist uns von Gott gesandt,  
So herzlich gut, so mild! —

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!

Er werd' uns Vater Franz! —  
Als Franzens Geist der Erd' entschwand,  
Gab er uns noch am Grabes-Rand'  
Den Sohn im Friedenskranz.

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!

Der uns zum Troste blieb;  
Sein Thron sei eine Felsenwand!  
Und uns're Herzen ihm ein Pfand  
Gepürster Treu' und Lieb'.

Wohl hat die ganze Welt gebeht

Bei Kaiser Franzens Tod;  
Doch ist's sein Geist, der uns umschweht,  
Und fort in seinem Sohne lebt:  
Franz ist für uns nicht todt!

Lebt fort in unserm Vaterland',

In Aller Herzen noch;  
Drum knüpft uns auch ein ewig Band  
An unsern Kaiser Ferdinand:  
Hoch leb' der Kaiser, hoch!! —

G — e.

Die rothe Perle.

(Fortsetzung.)

„Wie haben sich doch unsere Väter,“ begann der Dheim, „zwecklos abgemüht, jedwedes liebliche Wunder der Natur zu erklären, es in Form und

Regeln zu bringen und zwar in solche, die ihnen für ihre gewöhnliche Lebensverhältnisse passend und geläufig waren, läppisch zu greifend, zerbrachen sie dann die feinen Spiele, die zarten Dichtungen, mit denen sich alles Lebendige schmückt, wie der Schmetterling mit dem duftigen Farbestaub, wie die reife Frucht mit dem zarten Schimmer. Hier ist nun in klägliche Fächer eingetheilt das freieste Geschlecht, das vielleicht aus den Händen der Schöpfung hervorging; unförmliche, abenteuerliche Gestalten sollen klar vor's Auge bringen, was nur den entzückten und schwärmenden Sinnen in dem flüchtigsten Abbild erscheint, allein dann auch stets über alle Vorstellung hinaus seltsam und überauschend. Dennoch ist mir der alte Autor in seiner naiven Derbheit lieber, als die kalte Lieb, und glaubtlose Weise der Neuern. Mein eigenes Leben theurer Sohn, ist dir ein Zeugniß, wie wir trotz unserer Weisheit in bösen Krieg gerathen können mit dem Reiche des Wunders, und wie es uns öfters überwältigt und wir im Kampfe untergehen. Die alten räumten in ihrer Kindlichkeit freundlich den Mährchen einen Platz ein neben ihren gewohnten Geschichten und Berrichtungen; sie wußten wohl, sie konnten es nicht entbehren; dafür bewies sich ihnen nun das belebte Element nach seiner Weise erkenntlich, es lieblosete ihnen, und im Wasser sah ein Chor muthwilliger Zaubermädchen, aus den Wäldern kete Faune dem einsamen Wander entgegen. Bei uns ist es um Vieles übler, wir können uns nicht so frei und unbefangen dem lieblichen Wunder ergeben; wie seltsam muß Einer sich heutzutage geben, der in's Wunderbare überzugehen sich entschlossen hat! Mit einer wohlgekräuselten Verrückte, in einem nach neuen Mustern gemachten Roke, mit Stok und Degen geht er seiner neuen Bestimmung entgegen, sein Herz klopft fieberhaft, er athmet ängstlich, denn in ihm lebt die ganze süße Schönheit seiner Göttin; dann aber fällt sein Blit auf Hut und Degen, auf Tabakdose und begleitendes Mopschen, und er erschrickt heftig, daß er in diesem Anzuge erscheinen müsse. Es wird laut in seiner Seele und die zwei Naturen gerathen in Streit; der wohlhangesehene Bürger der freien Reichsstadt, der nur an das glaubt, was Staat und Kirche verlangt, disputirt mit dem wunderlichen, kindlichen Mährchenmenschen, der an Alles glaubt, wovon Staat und Kirche sich nicht träumen lassen. Muß nicht der Arme, in diesem Zwiespalte begriffen, nothwendig eine wunderliche Figur machen? — Wie die grotesken Tänzer des Theaters auf der Rückseite ebenfalls eine zweite Vorderseite zeigen, doch eine mit jugendlichem Antlitz in rosenfarbnem Kleide und süßer Miene, und abwechselnd dann in plötzlichen Sprüngen bald den alten steifen, bald den jungen beweglichen Mann zeigen, so geberdet sich derjenige, welcher heutzutage dem Wunder anheimfällt. Doch genug des Vorworts; höre nun meine Geschichte selbst.“

„Erlasse mir die Beschreibung unsers Schiffbruchs; es ging dabei so elend und entsezlich her, wie du es bei der Aufzählung von ein Duzend andern Schiffbrüchen schon zur Genüge wirst gelesen haben. Ein Theil der Mannschaft rettete sich kümmerlich auf Brettern, ein anderer ging mit dem überfüllten Boote unter, mich nahm ein mitleidiger Kamerad, ein tüchtiger Schwimmer, auf den Rücken, und es gelang uns, den Strand einer kleinen Insel zu erreichen, die in ziemlicher Entfernung uns entgegenwinkte. Sie schien unbesohnt, doch hatte sie ein freundliches, heiteres Ansehen. Wir gingen bald

an's  
Mahl;  
Mitte  
geschla  
hat, d  
sen, br  
in das  
sein, a  
Soglei  
vor me  
ber wa  
so wun  
Meere,  
berglan  
Kette  
ben die  
schwank

„  
muth;  
Furcht  
aus mei  
meine F  
bertagen  
mich nich  
und den  
daß ich i  
süßer G  
daß mein  
rieth, n  
und wo  
das Meer  
Wunder,  
Töne, d  
rischen Z  
ihr Auge  
und hülf  
um uns i  
tief, ich

De  
war nun  
tor hier  
Mondschei  
greift un  
Blit mit  
best, daß  
bir, der

an's Geschäft, Früchte zu sammeln, verzehrten diese in gemeinschaftlicher Mahlzeit und wählten uns dann ein Lager aus, das, so gut die wenigen Mittel, die uns zu Gebot standen, es zuließen, unter Bäumen am Ufer aufgeschlagen ward. Ein armer Schiffbrüchiger, der sich in sein Schicksal ergeben hat, der dem Himmel für das nackte Leben dankt, das die Wellen ihm gelassen, braucht sich nicht vergebens nach Schlaf zu sehnen; wir schlummerten bald in das Land glücklicher Träume hinüber. Es mochte in der Mitte der Nacht sein, als ich plötzlich erwachte, in dem Bewußtsein, als rief mich Jemand. Sogleich richtete ich mich auf, mein Blick suchte den Gegenstand, den ich dicht vor meinem Lager wähnte; doch ich sah kein lebendes Wesen — Alles um mich her war still und im herrlichsten Mondglanze leuchtend. Nie hatte ich noch eine so wunderbar herrliche Nacht erlebt. Ein weißer Schimmer lag über dem Meere, das in seiner klaren Stille sich endlos vor mir ausbreitete, vom Silberglanz übersättet, standen die Blumen des Ufers, und leise wankten ihre Kelche zu der flüsternden Musik der nahen Wellen, über meinem Haupte standen die breiten Fächer der Valmen unbeweglich still, nur hin und wieder schaukelten sie und die dunkeln Blätter glänzten im Monde.“

„Wie ich so saß und um mich schaute, überfiel mich eine unendliche Wehmuth; Gefühle, wie ich sie noch nie gekannt, zogen durch mein Inneres; Furcht und Hoffnung, irdisches Verlangen und sterblicher Reiz verschwanden aus meinem Herzen, und ein so selbiger Friede nahm darin Platz, daß ich, auf meine Hand gestützt, weinen mußte, so innig weinen, wie ich in meinen Kindertagen geweint hatte. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, besremdete es mich nicht, eine Frauengestalt nicht weit von mir auf einem Ufersteine sitzen und den Blick ihrer dunkeln Augen auf mich richten zu sehen. Als sie merkte, daß ich ihre Gestalt und ihr Wesen aufmerkamer betrachtete, begann sie mit süßer Stimme zu singen, und löste so herrliche Klänge aus bewegter Brust, daß meine Wehmuth und mein Entzücken stieg, und ich in einen Zustand gerieth, wo ich mein ganzes früheres Leben, ja die Welt um mich her vergaß, und wo es mir dünkte, als zöge ich mit weichem, vollem Flügelsschlage über das Meer dahin und mein Auge erschaute in Höhe und Tiefe alle lieblichen Wunder, die in der Welt verborgen waren. Dazu klangen immer die hellen Töne, die bezaubernden Weisen meiner Gefährtin. Als ich von dem träumerischen Zuge heimkehrte, ruhete mein Haupt am Busen des schönen Weibes, ihr Auge senkte sich in das meine, wie ein helles Silbergewölk flog ihr Schleier und hüllte uns ein, so daß der Mond nur verstoßen unsere Wangen küßte; um uns dufteten die Blumen und die Valmenblätter wehten. Ach! ich fühlte tief, ich war von allem Leid genesen.“

Der Dheim hielt inne und fügte dann mit leiser Stimme hinzu: „Diese war nun eine Meerfee, eine Undine, wie sie der weittäufige und gelehrte Autor hier nennt, und ich hielt diese Meerfee umarmt, ich trank aus ihren Mondscheinungen das Gift einer träumerischen Liebe, die die Welt nicht begreift und achtet.“ Ich sah den Dheim verwundert an; er erwiderte diesen Blick mit einem wehmüthigen Lächeln. „Gesteh es offen,“ rief er, „du findest, daß ich krank und verwirrt spreche, du siehst einen alten Mann vor dir, der mit gebrochenem Auge und stammelnder Zunge von einer wunderti-

den Liebshaft seiner Jugend berichtet; wer möchte sie ihm glauben? und dennoch, mein Sohn, war es so; doch denke dir, daß damals unter den Palmen am Strande der einsamen Insel ein blühender Jüngling lag, nicht ein alter, schwacher Greis, daß in dem Herzen dieses Jünglings heißes Blut pulsrte und in seinem Kopfe alle Träume einer überirdischen Liebe schwärmten. Ist denn nun in diesem Alter, wo uns das Wunder so nahesteht, eine Liebshaft, wie die meine war, so unbegreiflich? — O gewiß nicht! Denke dir eine schöne Fürstin, die einen blonden Schäferknaben liebt, die seine süße Jugend zu sich auf die Höhe des Throns zieht; ist hier nicht auch unbegreifliches Wunder? und dennoch ist es geschehen, wie uns die Geschichten der alten Welt beweisen.“

Ich senkte den Blick zu Boden, ich erwiderte den warmen Druck der Hand des Oheims, und dieser fuhr fort: „Meine holde Liebshaft erzählte mir, während mehrerer Nächte, in welchen sie zu mir kam und wir am Strande beim Mondglanze beisammen saßen, Vieles und Mancherlei von dem wunderbaren Reiche, das sie bewohnte; ich verstand, was sie sprach, obgleich es nicht die gewohnten Worte waren, die wir mit einander zu wechseln pflegen; ja, ich verstand sogar die geheimnißvollen Geseze und Einrichtungen in dem Reiche meiner Geliebten, und ich fand sie ganz zureichend und zweckmäßig. Damals, mein Sohn, wußte ich besser Bescheid in dem Wasserstaate der Undinen, als bei den Wechselstischen der Börse, ja, mir erschien öfters das gewöhnliche, schale Alltagsleben märchenhaft und wunderbar, so sehr hatte meine stille, süße Geliebte mich schon eingeweiht in die Angelegenheiten ihrer Erblande. „Ich sah dich schon lange kommen,“ setzte sie ihr zärtliches Geplauder fort, „du standst am Bord des mächtigen Schiffes, das nun dort zertrümmert liegt; mein Auge, dir unsichtbar unter der Wasseroberfläche, suchte ängstlich das deinige; wie gerne hätte ich diese sorglose Miene von deinem Antlitz verwischt, denn ich wußte, daß die Gefahr dir unabwendbar und nahe war. Um deine Genossen bekümmerte ich mich nicht viel, sie waren mir gleichgiltig; deine Gestalt, dein Blick hatten aber einen tiefen Eindruck auf meine sonst so bewegliche und fühlbare Wasserseele gemacht. Fürchtend und zagend schwamm ich euch nach und sah endlich die Klippe deutlich vor mir aus dem Grunde ragen, an der euer Schiff bersten sollte; um die schwarze Felsenwand herum lagerten die neidischen Bettern und Ruhmen, die mit boshaften Mienen den Todesstoß abwarteten. Ich konnte nicht in ihre katten, höhnen Gesichter sehen, noch weniger wollte ich dabei sein, wenn das unglückliche Schiff strandete; ängstlich floh ich daher und barg mich, in meinen Schleier gehüllt, in einer einsamen Bucht dieser Insel. Das schreckbare Ereigniß ging vor sich, und bald darauf sah ich dich, Geliebter, mit deinem Gefährten an meine Insel heranschwimmen. Wer fühlte sich wohl glücklicher als ich! Kaum erlaubte mir meine Ungebuld, die Stunde des Mondaufgangs zu erwarten, um dich auf meiner Insel willkommen zu heißen. Du wirst nun wissen wollen, weshalb meine Verwandten zu eurem Untergange mit beitrugen; du wirst sie darum boshaft und tückisch schelten, und vielleicht fällt ein Theil dieser Mißbilligung auch wohl auf mich, und das könnte mich bitter schmerzen, da ich sie nicht verbiete, auch die Verwandten verdienen sie nicht, weil sie nichts Schlimmeres thaten, als ihr Haus und Hof schützen, was ihr auch gethan haben würdet, wenn übermächtige Feinde beides zu vernichten drohten.“

Kostbar  
Bank  
zu na  
und L  
nun z  
der W  
gewiß  
er au  
immer  
äußer  
zweife  
tückisch  
eines  
nur a  
Verle  
ten z  
nachz  
vertra  
fahr  
der L  
sie le  
gebra  
Nize

rüt,  
erzog  
vermu  
Verab  
seiner  
was  
eines  
sich b  
wegs  
des L  
über  
gänz  
Haus  
zurü  
dieser

in B

„Eine meiner Ruhmen besitzt nicht weit von dieser Insel eine äußerst kostbare Verlenbank, die sie wie den Apfel ihres Auges hütet; diese kostbare Bank ward nun gefährdet durch euer Schiff, das gerade seinen Lauf auf sie zu nahm. Die Ruhme eilte in der äußersten Bestürzung zu mehreren Bettern und Basen; es gelang ihr, die Verwandtschaft in Aufbruch zu bringen, und nun zog der ganze Schwarm eurem Schiff entgegen, um es unvermerkt von der Verlenbank abzulenken. Doch es gelang nicht, euer Steuermann war zu gewiß seiner Sache und seinem Amte vollkommen gewachsen; unverwandt blickte er auf die Magnetnadel, steuerte immer gerade zu, und so schwamm das Schiff immer näher und näher an die Verlenbank heran. Die Ruhme befand sich in äußerster Gefahr, sie besann sich nicht lange und griff schnell zu einem verzweifelten Mittel. Schon seit geraumer Zeit hatte ihr ein mächtiger, aber tückischer und äußerst übelgestalteter Nix den Hof gemacht; er war der Fürst eines ungeheuern Nixsternfelsens, und trachtete nach dem Besitz der Ruhme wohl nur aus eigennütigen Absichten, um ihr Vermögen an sich zu reißen und die Verlenbank mit seinem Nixsternfelsens zu vereinigen. Wenn gleich diese Absichten ziemlich klar am Tage lagen, so war doch jetzt keine Zeit, darüber viel nachzudenken; zur Genüge war bekannt, wie mächtig der Nixsternfürst war; sich ihm vertrauen, seine Hilfe anrufen, war also das einzige Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden. Auf den leisen Ruf meiner Ruhme kam er auch sogleich aus der Tiefe heraufgebraust, ein Heer häßlicher, schwarzer Dämonen folgte ihm, sie legten alle Hand an's Werk, und alsbald war das Schiff aus seiner Bahn gebracht und lief nun gegen die Klippe an, wie es der tückische Wille des Nixen veranstaltet hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

#### E i s e r s u c h t.

Ein junger französischer Soldat kam auf Urlaub zu seinen Eltern zurück, knüpfte die Bekanntschaft mit einem Mädchen wieder an, das mit ihm erzogen worden war, und verliebte sich in dasselbe. Da er nach allen Anzeichen vermuthete, das Mädchen liebe ihn ebenfalls, so versprach er, sie nach seiner Verabschiedung zu heirathen und machte, um ihr einen noch größern Beweis seiner Liebe zu geben, sein Testament, in dem er dem Mädchen Alles versprach, was er besaß, nämlich 1600 Franks, die Summe, welche er als Stellvertreter eines Andern erhielt. Er reiste hierauf wieder ab, aber auf dem Wege schlich sich die Eifersucht in sein Herz, und acht Tage darauf war er wieder unterwegs nach der Heimath. Es war der Tag vor einem Feste, und die Bewohner des Hauses lachten und scherzten an einem knisternden Feuer. Eine Stimme übertönte im Lachen alle andern, die seiner Braut. Hestige Eifersucht und gänzliche Verzweiflung bemeisterten sich des jungen Soldaten. Er ging nach Hause, nahm ein Pistol, lud es sehr stark, lehrte an die Thüre des Mädchens zurück, das ihn so schnell vergessen zu haben schien, und jagte sich, während dieses noch lachte, auf der Schwelle des Hauses eine Kugel durch den Kopf.

Ein Mann der sich selbst zum Grabe läutet.

Am 9. März Abends gegen elf Uhr wurden die Bewohner von Serches in Frankreich durch das Geräusche der Glocken auf ihrem Kirchturme erschreckt.

Die muthigsten eilten sogleich nach dem Gottesbause hin und sahen, daß es innen erleuchtet sei. Man wollte die Thüre öffnen, aber sie war von innen verrammelt, und man mußte das Unternehmen aufgeben. Der Maire, welcher das Leben einiger Nationalgardisten der Gemeinde, welche ihre Waffen ergriffen hatten, in Gefahr zu setzen fürchtete, ließ von dem nächsten Städtchen Gensdarmen holen. Sobald die Gensdarmen angekommen waren, begann eine Art Belagerung, die Kirchtüre wich endlich den Anstrengungen der Stürmenden, man fand, daß alle Kerzen in der Kirche angezündet waren, und ein gewisser Cailleau aus Serches, der den Verstand im Weine verloren hatte, die Störung der nächtlichen Ruhe verursachte. Als man fragte, was ihn dazu veranlasse, und was er damit bezwecke, antwortete er: „Ich läute mich zu Grabe.“ Er wurde in Haft gebracht.

#### Quäker unter den Hindus.

Die Glieder dieser Sekte, Sabds genannt, scheinen im brittischen Indien nicht zahlreich zu sein, aber sie versammeln sich jährlich einmal an einem bestimmten Orte. Sie verehren nur einen Gott, den Schöpfer aller Dinge, und verschmähen jede Art Götzendienst. Sie behaupten, alle Menschen seien gleich, verbeugen sich vor keinem, und erkennen keinen Kasten- oder Rangunterschied an. Sie dienen nicht als Soldaten und dürfen sich der Waffen nie zum Angriffe bedienen. Die Kleidung der Männer muß ganz weiß sein. Schmuck von Gold und Silber gilt bei ihnen für unanständig, doch dürfen die Frauen einige Juwelen und bunte Zeuge tragen. Beiden Geschlechtern ist streng verboten, sich zu berauschen, Tabak zu rauchen und etwas zu essen, das geteilt hat. Die Sabds dürfen keinen Eid schwören, und man begnügt sich vor Gericht mit ihrer bloßen Aussage. Jeder muß seinen Unterhalt auf ehrliche Weise verdienen. Kommt er durch Unglück u. dergleichen herunter, so wird er von seinen Glaubensbrüdern unterstützt. Ein Sabd kann nur eine Frau und eine Frau nur einen Mann haben; Verletzungen der ehelichen Treue werden streng bestraft. Nach dem Tode kommen die Guten, wie sie glauben, zur ewigen Seligkeit, die Seelen der Bösen aber wandern in Thiere. Von einer Hölle scheinen sie nichts zu wissen. Sie haben ein heiliges Buch, das sie von einem inspirirten Manne, im Auftrage von Gott, erhalten zu haben meinen. — Als sie von den Quäkern in England hörten, mit denen sie in so vielerlei übereinstimmen, wurde in ihrer letzten Versammlung in Delhi eine Adresse an jene Sekte vorbereitet, die man nächstens in England erwartet. (Delhi Gazette.)

## Zeitung der Novitäten und Ansichten.

### Musik.

Vesth. Am 26. d. M. gab Herr J. Dury, Professor der k. Akademie

und erster Solospieler der italienischen Oper in London, im Redoutensaal ein Konzert, das die Elite der fashionablen und eleganten Welt, so wie fast alle unsere musikalischen Notabli-

täten versam-  
unstreitig zu  
Violinspieler  
allenthalben  
worben und  
gen Leistung  
sprochen hat.  
konzert von  
gro maestos  
riationen vo  
ein spanische  
sition. In d  
liches musika  
diegenen Bes  
sterlichen Bo  
Glanz erth  
versezt und  
glauben kein  
dern bald De  
watt in Bew  
von Jephira  
haucht, und  
keit, einer  
einem unen  
Gefühle au  
schen diesen  
stille unwill  
Ausbruch de  
hen wird. I  
des großen V  
hohen Wert  
genführung,  
bergänge un  
weiß er mit  
keit zu han  
Schwierigke  
keine Hinde  
tät hinweg  
zätte er in  
nen Kompo  
der Melodie  
den, und d  
allen war.  
zwei Piecer  
Applause d  
aufgenomme  
füllten au

täten versammelte. Hr. Dury gehört unstreitig zu den ersten jetzt lebenden Violinspielern, einen Ruf, den er sich allenthalben in der gebildeten Welt erworben und dem er mit seiner heutigen Leistung auch hier vollkommen entsprochen hat. Er spielte ein Violinkonzert von Viotti (erster Satz: Allegro maestoso und Cadenza), dann Variationen von Beriot und zum Schluß ein spanisches Bolero eigener Komposition. In der That es war ein herrliches musikalisches Kleebrot, dessen gediegenen Bestandtheilen durch einen meisterlichen Vortrag höchster Schmelze und Glanz ertheilt wurde. Hr. Dury versetzt uns in eine idealische Welt, wir glauben keine Violine zu hören, sondern bald Orgeltöne, von mächtiger Gewalt in Bewegung gesetzt, bald Laute, von Jephirs leichten Flügeln hingehaucht, und Alles mit einer Leichtigkeit, einer Eleganz und Grazie und einem unendlichen Feuer, Leben und Gefühle ausgeführt, daß die beim Lauschen diesen Töne herrschende Grabesstille unwillkürlich durch einen lauten Ausbruch der Bewunderung unterbrochen wird. Die technischen Fähigkeiten des großen Virtuosen haben eben solchen hohen Werth wie seine psychischen. Vorführung, Doppelgriffe, Stacato, Uebergänge und was dergleichen mehr ist, weiß er mit außerordentlicher Fertigkeit zu handhaben und die evidentesten Schwierigkeiten bieten ihm durchaus keine Hindernisse dar, um mit Leichtigkeit hinwegzuschreiten. Am meisten entzückte er in dem Bolero, seiner eigenen Komposition, worin wir Schönheit der Melodie und liebliche Grazie fanden, und die auch die lohnendste von allen war. Diese so wie die andern zwei Piecen wurden mit rauschendem Applause der gebildeten Versammlung aufgenommen. — Die Zwischenräume füllten aus: Hr. Waginger, der

eine Arie von Rossini ungemein schön vortrug, so daß wir fast glauben möchten, seine Reise nach Italien habe er vort heilhaft benützt, und Hr. Erkel, Kapellmeister der ung. Operngesellschaft zu Ofen, der die alten und veralteten Alexander-Marsch-Variationen von Moschelles auf dem Fortepiano bergestalt spielte, daß dieser junge Künstler, von dem wir bisher noch wenig hörten, durch einen trefflichen Anschlag und eine ganz vorzügliche mechanische Geiläufigkeit, wie er seine sehr schwierige Aufgabe löste, aufs Erfreulichste überraschte. Würde er sich noch mehr Gemüth und Seele im Vortrage aneignen, so dürfte er bald einen bedeutenden Rang in der Virtuosenwelt einnehmen. — Um wieder auf Hrn. Dury zurückzukommen, so war es gewiß der einstimmige Wunsch aller Kunstfreunde, daß er sich bald wieder in noch einigen Konzerten hören lassen möge. Der Wunsch wird sich dann gewiß in hohem Maße steigern. E. v. S.

## Miszellen.

Philadelphia. In dem „täglichen Anzeiger von Philadelphia“ stand vor Kurzem die Anzeige eines Herrn: „Ich habe einen hübschen Damenhandschuh gefunden. Wenn die Dame, welche ihn verloren, so hübsch ist, wie Aschenbrödel, so kann sie den Handschuh wiederbekommen und die Hand des Finders obendrein. Der Handschuh liegt zur Ansicht — aber vorläufig nur zur Ansicht — in der Expedition dieser Zeitung.“ — Einige Tage darauf enthielt der genannte „Anzeiger“ die Entgegnung: „Nachdem der Handschuh von einem Dritten in Augenschein genommen, erklärt das Mädchen, welches ihn verloren, daß sie sich sehr häßlich findet, auf keinen Mann rech-

net, mithin keine der gestellten Bedingungen erfüllen kann und deshalb lieber den andern Handschuh zu dem ersten hat legen lassen, um den Herrn zu befriedigen, der so gern fremdes Eigenthum zu behalten scheint.“ — Nicht lange, da erbot sich der junge Mann in einem abermaligen Inserat und mit Namens-Unterschrift: hundert Goldstücke an die Armen-Kasse zu zahlen, wenn ihm Jemand den Namen der Dame anvertrauen wolle; da schloß sich den Anzeigen folgende an: „Ich bin nicht so wohlhabend, um jemals den Armen hundert Goldstücke geben zu können, ich halte es daher um so mehr für Pflicht, sie ihnen bei dieser Gelegenheit zu erwerben. Die Handschuhe gehören meiner Tochter Maria. Franz Bindner.“ Noch findet sich später die Quittung der Armenkasse über hundert Louisdor, und jedem Leser ist's erlaubt, sich nun doch eine Heirath hinzu zu denken. E.

Wien. Im Saale des k. k. Lustgartens ist ein gestiktes Bild ausgestellt. Dasselbe ist 15 Schuh hoch und über 20 Schuh breit und enthält 24 lebensgroße Figuren. Dasselbe ist zwar höchst unkorrekt gezeichnet und die Physiognomien sind ohne alle Ausdruck, aber die sinnige Wahl der Farben stellt es mit den niederländischen Tapeten auf eine Stufe. Mir kam das Bunterlei vor, wie ein Farbenkästchen. Nach Angabe des Verfertigers soll das Bild aus 2,400,000 Kreuzstichen bestehen! N.

Paris. Ein schreckliches Ereigniß hat dieser Tage hier selbst stattgehabt. Ein junger Mann von 20 Jahren, der Sohn einer verarmten Buchhändlerwittwe, machte, sei es in dem wirklich stattgehabten traurigen Entschluß, sei es aus sonst einer unerklärlichen Absicht, allen seinen Freun-

den und sogar seiner Mutter brieflich bekannt, daß er um eine bestimmte Stunde aufgehört haben werde, zu leben. Die unglückliche Mutter vermochte diesen Schlag nicht zu ertragen, denn der Sohn war ihre einzige Freude, Stütze und Hoffnung. Sie erstickte sich durch Kohlendampf. Unmittelbar darauf erscheint der Sohn zu aller Letzte Verwunderung frisch und gesund. Allein es war zu spät; er konnte nicht einmal mehr die letzten Seufzer seiner Mutter vernehmen. B.

Soblenz. Man erzählt, daß ein Metzger, der mit seinem Hunde über die Karthause gegangen, bemerkt habe, daß der Hund an einer Stelle, nicht weit von dem dort gelegenen Hofe, anhaltend in dem Boden wühlte; er habe hierauf im Boden nachgeschaut, und unter einer leichten Deke von Erde ein Kind mit zerschmettertem Kopfe gefunden, das dem Anscheine nach erst wenige Tage alt gewesen sein könne. W.

Genf. Einem hier in Arbeit stehenden Uhrmacher Junod aus Neuchâtel soll ein Engländer, der ihn vor 7 Jahren besuchte, und sich mit ihm über religiöse Gegenstände unterbielt, sein Vermögen von mehreren Millionen vermacht haben. D.

Dublin. Kürzlich ermordete ein Mann seine Frau an demselben Morgen, wo deren Mutter wegen Ermordung ihres Mannes gehängt wurde, und führte als Grund vor Gericht an, er habe seine Frau außer Stand setzen wollen, das Beispiel ihrer Mutter an ihm nachzumachen. D.

#### Modenbild. Nr. 18.

Pariser Anzüge vom 15. April. (Mit außerordentlicher Schnelligkeit.) Erste Longchamp- oder Sommer-Soiree. Reißstrohhut mit einer Feder und schottischen Bändern geziert. Kleid von schottischem brochirtem Pou-de-Soie. Die sitzende Dame: Hut von Poul-de-Soie mit einer rosenrothen Feder und quadrillirten Bändern geziert. Ueberrock von Wollatlas.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 8.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

*Modes de Paris.*



J. Goussier del.

*Der Spiegel.*

erhan-  
Eng-  
Kom-  
rovinz  
verker  
trag,  
Grau  
s, der  
e ver-  
schön  
aus-  
ihren  
t hat.

Des  
Baron  
stufen  
zu  
zur  
heit  
inem  
st in  
Er  
Gra-  
Man  
ngs-

Los  
mit  
warf  
vorne  
schen  
allen  
Drei  
dern  
Alter  
Zu-  
wa-